

### Die Sphing.

Erzählung von Thea von Harmon.

Die Meisterin Notofour auf dem Kamin gab mit raschem, hohem Schlag die erste Morgenstunde an. Im selben Augenblick trat der Diener in die Thür.

Seine Durchlaucht Fürst Ramin gen, meldete er.

„Ich lasse bitten. Wenn Mr. Burgins kommt, führen Sie ihn hierher.“  
Jagte Marion Höchst und erhob sich vom Schreibtischstuhl, um ihrem Verlobten entgegenzugehen. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mein Fürst, daß Sie meine Bitte erfüllen wollen! begrüßte sie ihn. Er lächelte ihre Hand ohne Wärme, ritterlich und ernst.

„Sie wissen, daß Sie über mich zu beschließen haben, Gräfin.“  
Marion Höchst ließ sich am Fenster nieder und wies ihm den Sessel gegenüber an. Sein vornehmes Gesicht mit dem hochmüthigen Munde zeigte weder Neugier noch Mißtrauen. Es war kalt und beherrscht wie immer.

Marion lenkte den Blick. „Ich bin Ihnen Aufschluß schuldig“, begann sie leise, „für mein unglückliches Betragen gestern Abend im Circus.“ Es ist sehr dankbar für den, von Ihnen, mein Fürst, und ein neuer Beweis Ihrer unendlichen Nachsicht, daß Sie nicht sofort eine Erklärung fordereten.“

„Ich bezweifle, daß mir das etwas genügt hätte“, sagte Raminogen mit einem factischen Lächeln.

Sie faltete die Hände im Schooß. „Boris, ich schwöre Ihnen, es ist nicht mein Geheimniß, das ich hülte!“

„Ich glaube Ihnen ohne Schwur“, versicherte er sehr ernst. „Meine liebe Marion, Sie haben mich daran gewöhnt, in Ihren Geheimnisse zu verhoffen. Sie gaben mir befähigend Räthsel auf, die ich hinnehmen, ohne ihnen nachzudenken. Und wenn ich nicht sehr eitel, so verdanke ich dieser Diplomatie des schweigenden Vertrauens ganz allein den Sieg über Ihre Weigerung, meine Braut zu werden. Habe ich recht?“

„Ja, Boris! Und doch war es ein Unrecht, daß ich Ihnen nachgab. Ich wußte, daß ich unrecht und nicht Herr über meine Zukunft war. Wäre ich standhafter gewesen, ich hätte Ihrer Enttäuschung und mir eine Demüthigung erpart, von Ihnen vielleicht in dieser Stunde noch mein Wort zurückgehalten.“

„Darauf würde ich an ihrer Stelle lieber nicht rechnen“, bemerkte der Fürst sehr ruhig. „Meine liebe Marion, Sie unterschätzen mich. Mein Vertrauen in die Reinheit Ihres Wesens ist unbedingund und rücksichtslos, trotz aller Geheimnisse und Räthsel, die Sie umgeben, trotz dieses merkwürdigen Mr. Burgins, dem, nebenbei bemerkt, die Höflichkeit der Könige in herorraagendem Maße mangelt. Sie schreiben mir, daß ich in Ihrem Interesse mit ihm verhandeln sollte. Ich erblicke mir nur eine knappe Instruktion und ich werde mich streng daran halten, ohne zu fragen, warum Sie gestern Abend beim Anblick dieses kleinen Kunstretters fast einen Weintampf bekamen.“

„Bei seinem Anblick?“ wiederholte sie und legte die Hände an die Stirn. Mein Gott, ich habe dem Menschen überhaupt nicht in's Gesicht gesehen; ich habe keine Ahnung, wie er aussieht. Aber er hat etwas in seinem Blick, das ich haben muß, und das ich Sie bitte, ihm abzukaufen, um jeden Preis!“

„Mr. Burgins“, meldete der Diener und ließ den kleinen, bägeren Engländer eintreten, der die Umkleekabinen mit der kalten und höflichen Zurückhaltung seines Volkes grüßte. Er war, wie Fürst Raminogen mit Befriedigung feststellte, labellos gekleidet, bis auf den überbordenden Einsatz, eine Reitpfeife in das Boubair einer Dame zu stecken.

Marion Höchst hatte sich erhoben; ihr Gesicht war so weiß, wie ihr Kleid. „Ich danke Ihnen für Ihr Kommen“, sagte sie mit verlagener Stimme und streckte die Hand aus. Wille, geben Sie mir die Karte...“  
Er überreichte sie ihr mit einer ersten Verneigung, ohne ein Wort. Seine hellen und zielbewußten Augen prüften ihre Züge.

Marion betrachtete die Karte in ihrer Hand. Der Fürst war neben sie getreten, denn sie sah aus, als müßte sie in der nächsten Sekunde ohnmächtig werden. Sie wandte sich zu ihm, mit einem verzweifelten Lächeln, das in seinem Gesicht keine Antwort fand. „Es würde mir eine Freude sein, mein Fürst, dieses kleine Kunstwert von Ihnen als Geschenk zu erhalten!“

Er nahm ihr wortlos die Karte aus den zitternden Händen. Sie hatte recht; der Griff des schwanzenden Dinges war ein Kunstwert und eine Kostbarkeit. Es war der strenge Kopf einer Sphing, aus unzweifelhaft edlem Golde, mit zwei Smaragden an Stelle der Augen. Und diese goldene ernste Sphing mit den Smaragden trug in bildhafter Aehnlichkeit die Züge von Marion.

In Raminogens Gesicht rührte sich keine Muskel. „Darf ich erfahren, wie die Karte in Ihren Besitz gelangt ist?“ begann er höflich. Marions Hände zitterten vor dem Blick der Sphing, die ihre Augen auf einen Kollegen gelenkt, als er traurig und in Noth war“, sagte der Engländer.

Raminogen sah ihn scharf an. „Ein etwas trauriger Scherz des Lebens, finden Sie nicht?“  
Burgins nickte die Achseln; er lächelte mit schmalen Lippen. „Das Leben unseres Berufs ist eine Kette

von traurigen Scherzen“, meinte er nachlässig.

„Und der Name...“  
„Er nannte sich Dr. A.“

„Rein, nein, sein wirklich, er Name?“  
„Dem pflegen wir nicht nachzupragen, Mladny“, antwortete der Kunstretter mit seinem räthselhaften Lächeln.

„Und wissen Sie, wo er sich jetzt befindet?“ Das war nur ein Hauch.  
„Als ich zuletzt von ihm hörte, war er im Circus Romano angestellt, der jetzt Amerika bereist.“

„Jedenfalls sind wir Ihnen sehr zu Dank verpflichtet“, schloß der Fürst die Unterredung und zog seine Brieftasche. „Wenn Ihnen der zehnfache Betrag Ihres eigenen Kaufpreises genügend erscheint, dürfen wir wohl die Karte als unser Eigenthum betrachten?“

Ohne eine Miene zu verziehen, nahm der Kunstretter den braunen Schemel in Empfang, verneigte sich ernst gegen die Gräfin und ihren Verlobten und verließ das Zimmer. Marion war in einen Sessel gesunken und hatte das Gesicht in den Händen vergraben. Sie zitterte wie ein frierendes Kind.

„Wollen Sie mich nun entlassen, Marion?“ unterbrach der Fürst das qualvolle Schweigen. „oder kann ich Ihnen noch dienstlich sein?“

Sie gab keine Antwort. Raminogen zögerte einen Moment. Dann legte er ihr beuteln die Hand auf die Schulter. „Es ist nur eine Frage, Marion, die Sie nicht beantworten müssen, wenn's Ihnen zu schwer fällt; Glauben Sie nicht, armes Kind, daß es das Beste wäre, wenn Sie mit ganz Vertrauen“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Und dann erhob sie sich und raffte sich zusammen. „Ich kann es Ihnen nicht verdanken, Boris, wenn Sie mit Ihrer Geduld am Ende sind. Lassen Sie mich meinen Weg allein gehen! Meine erste Pflicht gehört dem Manne, dem die goldene Sphing zuerst gehörte. Ich muß ihn suchen, zu ihm gehöre ich, er hat Rechte an mich, die älter und schwerer sind, als die Ihren, Boris! Ich reise noch heute ab, und ich wünsche Ihnen, daß Sie mich nie wiedersehen. Vergeben Sie mir, Boris, und ich danke Ihnen, ich danke Ihnen für alles, für alle Nachsicht, alles Vertrauen, alle Güte und Geduld.“

Sie vergaß das Wichtigste, Gräfin“, unterbrach er sie factisch. „Sie vergessen, daß ich Sie liebe. Es ist für alter Fehler, Marion: Sie unterschätzen mich. Sie werden mir nie die Väterlichkeit zumuthen, daß ich Sie gegen Ihren Willen an mich fetzen möchte, aber noch weniger, hoff ich, die Ehrlosigkeit, Sie ohne Schutz und Hilfe eine Reise unternehmen zu lassen, deren Anstrengung Sie gar nicht ermaßen können.“

„Ich will kein Opfer mehr von Ihnen, Boris.“  
„Sie können mir verbieten, Sie zu begleiten, aber Sie können mir nicht verbieten, Ihnen zu folgen, Gräfin. Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie nicht eher aus dem Bereich meiner Sorge lasse, als bis ich Sie in Sicherheit weiß.“

Sie widersprach nicht mehr. Er nannte ihr die Stunde, da er sie abholen wollte, und ging mit dem Verprechen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die Reise so glatt und rasch als möglich zu gestalten. Er drückte ihr die Hand, küßte sie förmlich, wie ein Fremder. Ihr wurde das Herz kalt dabei.

„Mein Gott, mein Gott, ich habe nicht mehr die Kraft, ihn zu verlieren... Führe mich nicht in Versuchung, Herr, mein Gott!“  
Auf dem Tischchen neben ihr glitzerte der goldene Kopf der Sphing, und die Sonne funtelte in ihren smaragdnen Augen.

Am selben Tage noch reisten sie ab. Das waren qualvolle Tage! Sie wollte es ihm leicht machen, zurückhaltend zu sein, und wich ihm aus, so viel sie konnte. Und er spürte die Scheu ihres Wesens und ehrte sie mit noch größerer Zurückhaltung und Förmlichkeit. Beide athmeten auf wie erlöst, als durch die letzte Nacht der Freiheit die Fadel der Freiheit über das Meer zu ihnen strahlte.

In New York erwartete sie eine Depesche mit der Nachricht, daß sich der Circus Romano südlich von Milwaukee befinde. So traten sie die Reise nach dem Westen an.

Der Circus Romano war kein Muster seiner Art. Ein riesenhaftes, geflicktes Zelt, eine Koppel wadliger Wagen, ein paar Raubthierkäfige mit allerhand lebensmüden Vertretern zukünftiger Dinandeden, das alles stand traurig und häßlich halb draußen im Felde, und ein hoffnungsloser, dünnere Regen schauerte darauf nieder.

Aber die Bewohner von Chesternville waren nicht wasserscheu und nicht blaß, wie es schien, denn das alte Zelt war beinahe ausverkauft, als Raminogen und Marion, unmittelbar nach ihrer Ankunft in der kleinen Stadt, zum Circus hinausfahren. Aus dem alten Zelt gellte die Musik in schrillen Galoppnoten, und Staub und Dunst lag über der Menschenmenge, Tabatqualm von der wildsten Sorte, und dazwischen der scharfe, reizende Geruch der Thiere.

Marion ließ sich mit geschlossenen Augen führen. Sie fürchtete sich. Sie hatte auf einmal das Gefühl, als müßte sie ohnmächtig werden, wenn sie in dieser Stunde sich ihres Lebens bewußt würde. Sie fühlte auf ihren erkalten Fingern die warme, ruhige Hand ihres Beschützers und klammerte sich daran, wie eine Ertrinkende, in der Qual der Liebe und des Verlierens, und erschrak bis in's Herz, als er sich mit einem flüchtigen Erlassen

von ihren Händen befreite. Mein Gott, ja, sie vergaß ja, wo sie war, was sie hier wollte. Und plötzlich wurde sie ruhig und sah mit weit offenen Augen auf das Bild, das sich ihr bot.

Die Vorstellung hatte längst begonnen. Ein paar läppische Clowns mit weißen Schafsgesichtern liefen den Stallburgen zwischen den Köpfen umher, die die Reithahn für die nächste Nummer glätteten. Und dann setzte die Musik mit begehenden Dissonanzen ein. Ein Paar gelbe, antikerndi Schreie, die die Menschenmenge jubelnd aufnahm. Dann stob der Vorhang auseinander und „The Bird“ flog in die Manege.

Er war, wie es schien, der Liebling von Chesternville. Losendes Schreie empfing ihn. Das ganze Zelt zitterte unter dem Heulen und Trampeln der Zuschauer. Er ließ den Sturm über sich ergehen, ohne eine Regung der Dankes oder des Stolzes. Für ein Minute schienen er und sein Pferd ein Rappe mit feuerrothen Hüften wie ein erzenes Standbild.

„The Bird“ trug die leuchtenden Serape, den riesenhaften Sombrero die übergroßen Sporen des Meritarrers. Langes, schwarzes Haar flatterte um das schmale, braungefärbte Gesicht, in dem die Tage der Krankheit und der Noth harte Spuren gezogen. Aber Marion sah das alles nicht. Sie sah nur, halbaufgerichtet, in diesem geschminnten, entstellten Gesicht die hellen, klauen Germaunenaugen — und dann nichts mehr vor stürzender Thränen. Nur wie im Nebel erschien die langgestreckte Gestalt eines galoppierenden Pferdes, das sein Reiter zu immer tolleren, immer verwageneren Sprüngen trieb vor Befehl der Manege gefordert. Sie war aufstrebend und streckte unbewußt die Arme aus „Volter!“ rief sie schluchzend. „A Volter!“

Er riß das Pferd empor, das mit den Vorderfüßen die Luft peitschte — ein saufen der Gerstenhieb — da war es geschehen. Der schöne, schwarze Satan überschlug sich, wälzte sich, sprang schnaubend wieder auf. Regungslos mit geschlossenen Augen lag „The Bird“ in der Manege.

Marion war die erste, die an seiner Seite kniete. Sie drängte die Menschen zurück, die sie entfernen wollten. „Lassen Sie mich bei ihm!“ rief sie befehrend, „er ist mein Bruder!“ Und sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und lächelte seine Augen. Erst der Sorsol eines Arztes vertraute sie ihm an.

Raminogen hob sie von den Knien auf: „Ihr Bruder?“ Sie konnte sich den Klang seiner Stimme nicht denken. Sie nieste.

„Ja, mein Bruder. Und nun werden Sie wohl begreifen, mein Fürst, warum ich nicht Ihre Gattin werden konnte. Wenn mein Bruder sich das Leben genommen hätte, wie der Kamerad, für den er geblüht hatte, das hätte Sie ihm als Offizier und als Ehrenmann verziehen. Aber daß ein Offizier lieber Kunstretter wird, um seine Schuld zu bezahlen, als daß er durch eine Kugel die Rechnung seines Lebens begleicht und eine ganze Familie in's Unheil stürzt, das hätten Sie ihm ebensowenig verziehen wie die Weinen. Nur ich verstand seine Handlungsweise. Ich schenkte ihm bei seinem ersten Sieg von Baden-Baden die goldene Sphing, die mir dann endlich seine Spur verrieth. Und nun, mein Fürst, werden Sie verstehen, daß mein Leben künftig ihm gehört und er zu mir!“

„Ja, Marion, das verstehe ich“, sagte Raminogen und lächelte. „Kommen Sie, ich will Sie zu ihm führen.“ Eine Bitterkeit, die sie jetzt erst ganz verstand, bog Marion die Mundwinkel herab. Er war wie alle Anderen. Warum hatte sie mehr von ihm erhofft in dieser Stunde? Aber dann dachte sie nicht mehr an sich. Sie kniete an dem Lager des Bruders und liebste seine Hände. Er schlug die Augen auf. Die Schminke war von seinem Gesicht gewischt, die schwarzen Strähnen deckten nicht mehr das blonde Haar. Er hob die Arme und legte sie um den Hals der Schwester. Sie sprachen kein Wort. Erst nach einer Weile wurde Volter den Fürsten gewahrt.

„Wer ist das?“ fragte er.

„Seine Durchlaucht, Fürst Raminogen“, antwortete Marion hart.

Raminogen lächelte. „Vor allen Dingen“, begann er liebenswürdig, „bin ich Marion's Verlobter, falls Sie nichts dagegen haben, lieber Volter. Und da meine liebe, eigenjüngige Braut ohne Sie doch keine Freude an der Sache hat und ein glücklicher Zufall uns Ihre Spur verrieth, sind wir Hals über Kopf nach den Ver. Staaten gelaufen, um Ihnen persönlich die Einladung zur Hochzeit zu bringen. Und nun, lieber Volter, legen Sie bei Ihrer Schwester ein gutes Wort für mich ein, daß wir das Fest recht bald zusammen feiern.“

Marion starrte ihm in's Gesicht und dann war sie von den Knien auf und lag in seinen Armen. „Ach Du — Du! Ist das möglich!“

„Meine liebe Marion“, sagte Boris, „es ist Ihr alter Fehler, daß Sie mir unterschätzen. Aber ich hoffe, Volter und ich gewöhnen Ihnen das ab!“

„Das ist nicht mehr nöthig“, behauptete sie. „Nun weiß ich bestimmt, daß Du mein Glück und mein Alles bist.“

„Ausgezeichnet!“ meinte Boris. „Diese Erkenntniß allein ist mir eine Reise um die Erde werth. Lieber Volter, ich darf Sie wohl bitten, mich mit dem Gefundnen etwas zu heißen. Länger als sechs Wochen warte ich auf keinen Fall!“

Kavaliers und Geheimpolizisten erkennen man an den Stiefeln.



Das neue Braith-Mali-Museum in Viberach.

### Das neue Braith-Mali-Museum in Viberach.

Dem alterthümlichen Städtchen Viberach — zwischen Ulm und Friedrichshafen gelegen — das so manchem geschätzten Meister Wiege und Heimat hngewiesen ist, wurde vor wenigen Jahren von einem jener vornehmten Söhne und einem zweiten schwäbisch-künstler ein besonderes Denkmal gesetzt: Professor Anton Braith und sein bester Freund Professor Christian Mali vermachten ihm ihren gesammelten künstlerischen Nachlaß und legten noch eine Summe Geldes, um ein Museum bauen zu können, in

dem ein Giebelbau mit hohem Steildach vom Viberacher Stadtbaumeister Freyher innen genal umgebaut wurde, ist nun vor kurzem der Stadt übergeben worden. Es umschließt die bis ins Kleinste getreu hieher übertragenen Mündener Ateliers von Braith und Mali, anßerdem im ersten Stod, gegen 300 Bilder und Studien von Mali und — in gesonderten Kabinetten — die Bilder der weiteren Viberacher; im zweiten Stod das Lebenswerk Braith's: mehr als 600 Bilder und Studien und 52 Skizzenbücher — eine Ausbeute, wie sie wohl selten ein Künstler vor seinem Erdengange heimträgt. Der große Thiermaler Anton Braith, in

dessen genialer „Schwabenburg“ sich die beste Gesellschaft Münchens drängte, zu dem auch der Prinzregent mit Vorliebe ging, war ein armes Viberacher Dürerbildner gewesen, ehe es ein anderer Viberacher Meister, der gute Schilderer des Volkslebens Chr. Pflug, in die Lehre nahm; seine Kindheitserinnerungen konnten also nicht so sehr rosig sein. Gleichwohl hat Braith sein Lebtag mit unbeschreiblicher Geinathliebe an dem kleinen württembergischen Städtchen festgehalten und — auch in einer Zeit, als er längst zu Ruhm und Ehren gelangt war — alljährlich die Vaterstadt besucht.

### Der billige Fisch.

Von Karl Pauli, Berlin.

Das Ehepaar Kandelhardt hätte in glücklicher Ehe leben können, wenn die Frau ihre Spararbeit etwas mehr genähigt hätte. Ihre Gedanken waren nur auf den einen Punkt gerichtet, so billig wie möglich einzukaufen.

Wenn sie Streit mit ihrem Manne hatte, so geschah es nur aus diesem Grunde, sie hatte eine tranthafte Sucht, ihm zu beweisen, daß er immer viel zu theuer einkaufte und daß sie die einzig praktische sei. Das hätte nun weiter nichts geschadet, wenn Herr Kandelhardt das Kaufen unterlassen hätte, aber der schon etwas aerstete Mann war ein Vedermaul, und da er seine Frau absolut nicht bewegen konnte, ihm seine etwas theureren Lieblingsspeisen vorzusetzen, so kaufte er unter dem Vorwande, seiner Frau etwas recht Gutes mitzubringen, oft was er selbst gern essen wollte, z. B. Fische, ein halbes Duzend Rebhühner, einen Hummer, einen Rehschlegel oder sonst eine Neuheit der Saison. Ein Verfahren, das ihm zwar stets einen Haß voll dankbarer Järllichkeit eintrug, aber auch eine Strapazie voll wohlmeinender Güte, daß er wieder viel zu theuer eingekauft habe.

Indessen die Hauptsache war, die Sachen kamen auf den Tisch und er konnte sich an ihnen delektiren.

In Gedanken schritt Herr Kandelhardt eines Morgens die Straße zum Markt entlang, als ihm plötzlich ein wunderlicher Hecht empfindlich ins Auge stach. Das soll natürlich nur wörtllich verstanden werden, denn der Hecht befand sich in einem Wasserbassin und der Kandelhardt auf dem Trottoir. Herr Kandelhardt blieb stehen und betrachtete den Wasserkräuber ganz genau. Ja, das war ein Hecht, den fand man nicht gleich wieder oder vielleicht überhaupt nicht mehr! Ein Unikum von einem Raubfisch! Ah und er ah so gern Hecht, der gute Kandelhardt, und seine Frau kaufte nie welchen, weil er zu theuer war. Was er wohl kosten mochte? So stehen bis acht Pfund mochte das Thierchen wiegen, und eine Mark kostete das Pfund, das gläubige Kandelhardt zu wissen. Acht Mark — was würde seine Frau dazu sagen? Denn man vielleicht eine List versuchte...?

Rasch entschlossen trat er in den Laden, erstand den Hecht für sieben Mark fünfzig und begab sich froh und glücklich auf den Heimweg.

Als Frau Josephine Kandelhardt ihren Mann wiederkommen sah und das Paket in seiner Hand erblickte, eilte sie ihm voll freier Abnung entgegen und als er ihr den großen Fisch entgegenhielt, rief sie entzückt: „Aber Männchen, solch einen Riesfisch, wir essen kaum ein Drittel!“

„Aus dem Rest machst Du Sülze oder Fischsalz, das kannst Du so ausgezeichnet!“ sagte er gut gelaut.

„Und gerade hier kauft Du Hecht, wo er am allertheuersten ist! Konntest Du Dein Gelüst nicht noch ein paar Wochen bezähmen?“

„Oh, mir liegt an dem Hecht gar nichts“, rief Herr Kandelhardt mit gutgeheiltem Entzückung, wirklich gar nichts! Ich bin nur so billig dazu gekommen, daß es eine Sünde gewesen wäre, die Gelegenheit nicht zu benutzen. Heute Dir, ich gehe da eben an einem Fischladen vorbei, als durch Zufall das Wasserbassin platzt und alle Fische im Laden herumspringen. Da in dem Geschäft nur lebende Fische verkauft werden dürfen, die Thiere aber sicher in wenigen Minuten alle erstickt wären, so bot sie der Händler zu jedem Breite an. Auf diese

Weise habe ich den Hecht für drei Mark erstanden!“

„Drei Mark! Das ist allerdings erstaunlich billig!“ konnte sich Frau Kandelhardt nicht enthalten zu sagen. „Das hast Du wirklich einmal gut gemacht!“

Stolz ging der Gelobte mit erhobenem Kopfe seinem Beruf nach. Froh und glücklich lehrte er Mittags zu seinen heimischen Venaten zurück, wo ihn, wie er meinte, ein köstliches Fischgericht erwartete.

Desto ärger war seine Ueberzeugung, als statt dessen gewöhnliches Kindfleisch mit Bohnen auf den Tisch kam.

„Willst Du den Fisch zum Abendbrot serviren, liebes Kind“, fragte Kandelhardt scheinbar gleichgültig seine Frau.

„Ach nein, Männchen!“ rief diese schelmisch; Du wirst Dich freuen, der Hecht war wirklich ein Glücksfisch! Denke nur, als ich gerade beim Ausgehen bin, kommt Frau Affessor Schneepflug in die Küche. Dem Hecht sehen, die Geschichte von dem Kauf vornehmen, und mir fünf Mark bieten, was das Wert eines Augenblicks und da Du sagtest, Dir läge nichts an dem Hecht, schlug ich natürlich sofort ein. So, mein Lieber, hier hast Du Deine drei Mark wieder und eine Mark vom Verdienst — ja, ja, Du kannst so praktisch sein, wie Du willst, Dein kleines Fräulein ist eben doch noch praktischer. Geld, so schnell hast Du in Deinem Leben noch keine Mark verdient!“

Julius Kandelhardt antwortete nicht; war es die saure Bohne, an der er würgte oder war ihm sonst was in die unrechte Kehle gekommen — nur ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Kalt er seinem Bede überhaupt nicht den zwei Mark fünfzig, die er hatte bezahlen dürfen, damit der Affessor Schneepflug einen prächtigen Hecht verschlingen konnte?

### Das Recontre im Walde.

In Eisenstein (Boyrischer Wald) hat sich der Jagdpächter Lemberger selbst der Gendarmen mit dem Gefährlichsten gestellt, den fürstlich Hohenzollernschen Forstwart Fürst aus Rothmeier erschossen zu haben. Der Vorfall habe sich folgendermaßen abgespielt: Der Forstwart habe Lemberger zu Unrecht für einen Wilderer gehalten und auf ihn angelegt. Zeugen sagten aus, daß beide Schüsse zu gleicher Zeit fielen. Der bes Forstwarts traf eine Doppelschickte, hinter der der Jagdpächter stand. Der denungslos dasiehende Forstwart, der dem Gegner vergeblich: „Gewehr ab!“ zugerufen hatte, wurde von der Kugel unter dem Herzen getroffen. Er konnte noch am Boden fortzreichend um Hilfe rufen. Seine Hilferufe wurden auch von einem Hüterhuben gehört, doch ist der Forstwart, obwohl Hilfe herbeikam, bald darauf gestorben.

### Ein schlauer Gastwirth.

Eine amüsante Geschichte von einem finbianen Pariser Gastwirth wissen die „Annales“ zu erzählen. Im Schaufenster eines Restaurants in nächster Nähe eines der Pariser Bahnhofe, so berichtet dem Blatt ein Mitarbeiter, hängt dicht über der äalischen Sveiselarte ein Plakat mit der Aufschrift: „Hier werden alle Sprachen gesprochen!“ Ein Gast entdeckt beim Hineingehen die Aufschrift und fragt drinnen einen Kellner: „Sagen Sie, Sie haben hier wohl eine Reihe von Dolmetchern?“ „Keinen einzigen“, antwortet der Gannmed. „Na, wer spricht denn hier alle Sprachen?“ „Die Kunden, Monfieur!“

**Berauschend.**  
„Walters Organ klingt immer so eigentümlich, förmlich berauschend!“  
„Na ja, er hat ja auch 'nen Bier, ha!“

**Aus der Schule.**  
„Dann gibt es aber auch thätlich fleischfressende Pflanzen, die Justiz fangen und verzeihen. Run, Lehmann, was willst Du sagen?“  
„Das sind die Schling-Pflanzen, Herr Lehrer!“

**Fein Bräubenbau Examen.**  
Professor: „Herr Kandidat, was stellen Sie sich unter einer Kettenbrüde vor?“  
Kandidat: „Wasser, Herr Professor.“

**Das rechte Wort.**  
Herr Stümpel hat von seinem Chef gefahren eine lange, dienstliche „Rase“ erhalten. Heute meldet ihn sein Kollege krank. „Na“, lacht der Chef, — „Rasentatarch.“

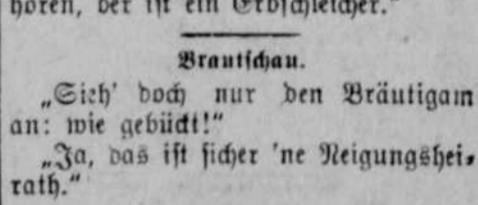
**Fein.**  
„Gottes Werke sind doch herrlich!“ sagte ein lediger Jüngling auf einem Balle zu einer Dame, deren blendend weiße Schultern allgemein bewundert wurden.  
„Aber auch unbegrifflich“, erwiderte diese, als der Herr Meiene machte, näher zu rücken.

**Druckfehler.**  
Die Gesellschaft brach auf. Ein Dienstmädchen begleitete sie mit einem Licht die Treppe hinab. Dort öffnete sie die Pforte.

**Treffend.**  
„Wie gefällt dir unsere neue Primadonna?“  
„Biel Geschrei und — viel Wolle.“

**Ein stiller Miether.**  
Fremder: „Sie sagen, dies sei ein ruhig gelegenes Zimmer?“  
Wirth: „Ja, freilich, todtenstill!“  
Fremder: „Aber hier neben wohnt doch noch jemand!“  
Wirth: „Ach, den werden Sie nicht hören, der ist ein Erbschleicher.“

**Brautwahn.**  
„Sieh doch nur den Bräutigam an: wie gebüdt!“  
„Ja, das ist sicher 'ne Neigungsheirat.“



Gläubiger (empört): „Natürlich, wenn Sie Zeit trinken, können Sie freilich Ihre Schulden nicht bezahlen!“  
Schuldner: „Na, heute reden wir mal vernünftig!“